

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 13

Artikel: Gotthelfs Briefwechsel mit A. E. Fröhlich

Autor: Dolder, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ungeheuer. Die Bäume fürchteten sich und ächzten beklommen. Aber wenn der Mond wieder durchdrang, hatten die Wolken weiße Silber-
ränder. Die zitternden Blätter schimmerten weißlich, und ich hätte dann
mit dem Sturm jubeln mögen, ein wortloses Lied, das einem die
Angst nahm.

Ich dachte an die weiße Stadt am Meer, und wiederholte die
Worte, die der fremde Mann gesagt hatte. Jetzt würde er die Straße
hinschreiten zwischen den Erlenbäumen. Der Sturm wird sein Kleid
fassen. Vielleicht wird er mit dem Sturm ein Lied singen, das ein
bißchen traurig ist, ein bißchen traurig, wie der Ton seiner Stimme.
Aber eines Tages wird er zurückkehren in die weiße Stadt am Meer,
die reich an Schätzen ist, wie keine. Die blauen Frauen in den schmalen
Gassen werden ihre Kinder segnen, ein heißer Wunsch und eine starke
Hoffnung in den Herzen

Da gröhnte eine Stimme roh und häßlich. Mit plumpen Schritten
torfelte ein Mann auf unser Haus zu. Es war mein Onkel, jetzt mein
Pflegevater. Er trat mit dem Stiefel nach der Türe und schrie: „Ver-
fluchte Faultiere, hoßt schon wieder alles im Nest.“ Ich war ins Bett
geschlichen und hörte noch wie meine Tante mit ihrer krächzenden
Stimme brutal schimpfte. Ich drängte meinen Kopf ungestüm in die
Rissen. Der Schlaf war gütig, er führte mich bald wieder zurück nach
Bonafides, er tut es jetzt noch manchmal. J. Bühner.



Gotthelfs Briefwechsel mit A. C. Fröhlich.

Von Dr. Ernst Dolder.



Schon ein halbes Jahrhundert ist seit Gotthelfs Tod ver-
gangen, und noch steht die Literatur über diesen Großen
der schweizerischen Volksdichtung erst in ihren Anfängen.
Erst heute fängt man an, seine dichterische Tätigkeit
voll und ganz zu würdigen, auch der Person des Dichters
größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Briefe an Freunde, jüngere und ältere Zeitgenossen allein sind
imstande, uns ein genaues Bild des Dichters als Mensch und Künstler
zugleich zu geben. Daher die Sorgfalt, mit welcher heutzutage alle
Briefe und Dokumente des verstorbenen Dichters gesammelt werden.

So erschienen im Laufe der letzten Jahre die Briefe Gotthelfs an

einen zeitgenössischen Dichter, Abraham Emanuel Fröhlich. Ihr Herausgeber, Dr. Rudolf Hunziker, hatte schon einige Jahre vorher eine Schrift über Gotthelf und Reithard erscheinen lassen, die uns interessante Aufschlüsse über die Beziehungen dieser beiden Literaten zueinander gibt.

Der Briefwechsel Gotthelfs mit Fröhlich, seinem langjährigen Freund und Berufskollegen, umfaßt die Jahre 1843 bis 1854. Leider sind nicht alle Briefe der beiden Freunde erhalten; vor allem fehlen uns diejenigen aus den ersten Jahren der Freundschaft. Dennoch bieten uns die 66 gesammelten und gedruckten Briefe ein wertvolles Material zur weiteren Vervollständigung der Biographie Gotthelfs.

Gotthelfs Freund hat schwere Schicksalsprüfungen durchmachen müssen. Gegen Ende des Jahres 1845 verlor er seine einzige Tochter, deren Verlust seinem Vaterherzen nahe ging. Gotthelf tröstet ihn mit den Worten: „Wer Hohes und Schönes liebt, habe es sich zu einem Menschen gestaltet, schwebt es ihm vor als zu verwirklichende Idee in Haus, Amt oder Land, ist tausend Schmerzen täglich ausgesetzt.“

Auf Neujahr 1845 überreichte ihm Gotthelf eines seiner Werke mit den Worten: „Du wirst finden, es gehe stark bei mir und man werde ordentlich müde schon ob den Titeln, welche ich zutage fördere. Man hat recht und unrecht, ich erschrecke oft selbst darob Das Schaffen ist mir keine schwere Arbeit, es ist mir fast Bedürfnis; es ist nicht bloß das Schaffen Bedürfnis, sondern zu schreiben in die Zeit hinein, zu wecken die Schläfer, den Blinden den Star zu stechen An schriftstellerische Bedeutsamkeit denke ich nicht, an abgerundete, gewichtige Meisterstücke, gerundet mit kunstreicher Hand, ebenso wenig; ich glaube, das solle ich sagen, und darum sage ich es, und wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über.“

Fröhlich ist ein großer Bewunderer der Gotthelfschen Muse. Von Zeit zu Zeit gibt er seinem Freunde Bericht über seine Lektüre; er ist ein feinführender, dankbarer Leser. „Deinen ‚Geldstag‘ habe ich gelesen,“ schreibt er in einem seiner Briefe, „das Gemälde ist wahr und treu, leider nur allzuwahr; sie und er sind dir wohlgeraten, zwei fahrigere Naturen; vieles Beiwerk ist wieder sehr gut erfunden, die Kinder, die Vorgesetzten, die Steigerung, die Spiegelgeschichte, die zwei Alten u. a. Das lebt!“

Über „Geld und Geist“ schreibt er: „Veranlaßt durch Auerbachs Buch ‚Volk und Schrift‘ nahm ich auch wieder deine liebliche Idylle vor ‚Geist und Geld‘; Auerbach hat nichts Anmutigeres erfunden; aber Dich hat er offenbar nicht nur gelesen, sondern studiert.“

In „Anne Bäbi“ lobt er die treffliche Wiedergabe der Charaktere: „Das Meyeli und seine Freundin sind trefflich erfunden, auch der Jakobli,

der Pfarrer und Vikar, nicht minder die Sophie, und ihr Abschied vom sterbenden Rudolf ist eine Szene von seltener Schönheit.“

Aber auch Gotthelf weiß die Dichtung Fröhlichs zu würdigen; er ermuntert seinen Freund zu neuem Schaffen, neuen dichterischen Versuchen. So schrieb er: „Du aber setze dich bald wieder an ein Meisterwerk irgend einer Art, und leuchtet dir kein Reformator ein, nicht einmal der Arnold von Brescia, so nimm was anderes, was Weltliches, irgend einen tüchtigen Bürgermeister oder eine alte Heldengestalt. Laß nicht rosten die rechte Kraft, behalte sie, es ist ungeheuer viel damit gewonnen. Doch das weißt Du besser als ich.“

Am 28. Dezember 1848 sendet er Fröhlich seinen „Uli, der Pächter“ mit den Worten: „Was ich Dir hier sende, ist keine diesjährige Frucht, sondern ein Sonderbundskind, in Zorn und Weh geboren, aber war auch ein Ableiter von Zorn und Weh, eine Art von Blitzableiter. Er ging mir lange im Kopf herum, dieser Uli, und ward am Ende doch anders, als ich mir ihn gedacht, ob besser oder schlechter, weiß ich nicht. Aber es kommt mir immer vor, wenn ich ein Buch von mir gedruckt sehe, als hätte ich eine Person, welche ich in voller Jugendblüte gesehen, nun alt und verrunzelt vor Augen, zusammengetrocknet wie eine alte Feige.“ An anderer Stelle sagt er: „An meinem Pächter habe ich selbst Freude, und zwar darum, weil man mich immer gewarnt hat, denselben fortzusetzen, indem es mir schwerlich gelingen möchte, im zweiten Teil den ersten zu erreichen. Hoffentlich findet man die Besorgnis unbegründet, auch ich habe darin ein Zeugnis, daß meine Gabe nicht abgenommen, daß ich noch eine Zukunft habe, um modern mich auszudrücken. Der Pächter hat freilich nicht das Kolorit wie der Knecht, aber er scheint mir sich zu demselben zu verhalten, wie zum Jüngling der Mann.“

Fröhlich wiederum urteilt über den „Pächter“: „Als eine neue, kräftig gezeichnete Gestalt tritt allen Lesern des Pächters natürlich der Hagelhaus entgegen. Sie ist allerdings vortrefflich und gibt der Geschichte den rechten Schluß. Mir aber ist vieles andere ebenso schön und gelungen, das Breneli überall, die Base, auch der Uli und der so trefflich zu seinem verdienten Ende geführte Johannes, der Wirt und Müller und ihre Wirtschaft, das Gericht und der Prozeß, das Gewitter — für das alles habe ich dir nur zu danken! Ich werde das Buch bald wieder lesen.“

Im Oktober 1849 erhielt Gotthelf den Besuch von Brockhaus in Leipzig. Er schreibt darüber an Fröhlich: „Vor acht Tagen hatte ich einen unerwarteten, aber nicht unerfreulichen Besuch, Brockhaus von Leipzig. Es ist ein vornehmer Mann, doch ließ er sich einen Tag bei uns gefallen und gefiel uns recht wohl; er ist was und nicht so ein

Schwadronneur. Mit so Einem läßt sich reden und man fühlt doch, daß er noch mehr weiß, als er sagt.“

Es ist erstaunlich, wie rasch Gotthelf gearbeitet hat. In wenigen, freien Stunden, die zwischen seine Amtsgeschäfte fielen, vollendete er kleinere und größere Erzählungen. Auf diese Weise entstand auch das „Erdbeeri-Mareili“, das Gottfried Keller mit Recht als eine wahre Perle der Erzählungskunst bezeichnet. kaum vollendet, übersendet es Gotthelf seinem Freunde mit den Worten: „Im Schweiß meines Angesichts vollende soeben einige Stunden vor meiner Abreise nach Neuenburg zwischen Predigt und Kinderlehre das mitkommende Geschichtlein für Dich. Mach mit, was Du willst; es ist das Beste, was ich wußte oder mir einfiel, als ein Erdbeerimeitschi zum Haus kam.“

Im Laufe der Jahre gab Fröhlich unter Mitwirkung von Hagenbach, Reber u. a. eine Zeitschrift, „Die Alpenrosen“, heraus. Auch Gotthelf half zuweilen mit, dessen Beiträge ohne Zweifel die bedeutendsten der Zeitschrift waren. Für seine Mitarbeit dankte ihm Fröhlich, indem er schreibt: „Wenn nun die „Alpenrosen“ auch dieses Jahr den Kreis ihrer Freunde erfreuen, so verdankt der Blumenstrauß es besonders Deinem Beitrage; Dein „Sonntag“ gehört zu Deinen besten Idyllen; ich danke Dir dafür, nicht bloß als Herausgeber, und alle Leser werden Dir nicht minder neu verbunden sein.“

Eine eingehende Würdigung seitens des Freundes erfährt Gotthelfs „Zeitgeist und Bernergeist“. „Den II. Teil Deines ‚Zeit- und Bernergeistes‘,“ sagt Fröhlich, „las ich in einem Abend und habe mich an demselben recht erlabt. Die Fabel, so einfach sie ist, ziehet sehr an, und überall tritt wirkliches Leben entgegen. Der Gegensatz tut sehr gut und ist durchaus notwendig neben all den ach nur zu wahr geschilderten Abscheulichkeiten der Zeit. Der Amtsrichter, die Regierer und Präsidenten, sie sind an allen Orten eben dieselben, und in dem Hans hast Du tausende der verführten Söhne dargestellt. Zudem ist er wieder eine ganz neue Figur, wie sein Vater nicht minder, die zwei Grite und Benzen ebenfalls, und Lise sollte in allen Ratsjalen und auch im Bundes- und Nationalrat Sitz und Stimme haben. Auf einen solchen unverwundlichen, gesunden Verstand, und das nicht zu vertilgende, religiöse Gefühl müssen wir eben bauen. Die Szene im Wirtshaus, wo die Ankenbenzen übernachten müssen und die Mutter so tröstlich zum Täufling spricht, ist vortrefflich erfunden, nicht minder das Begegnen Gritlis und des jungen Benz und so manches andere. Auch die komischen Szenen, die Gränete, die Verkleidung, die Schützenfahrt, dergleichen malest du fest weg, wie's sein soll, dieser Gegensatz hebt das Zart-Idyllische noch mehr heraus.“

Im September 1852 befaßt sich Fröhlich mit der Sammlung und Herausgabe seiner Schriften. „Die Herausgabe meiner Schriften,“ schreibt er an Gotthelf, „nimmt mir viele Zeit. In diesem ersten Bändchen sind 210 neue Fabeln, darunter Dachs und Fuchs, ein kleines Tierepos von mehr als 1200 Zeilen; möge es Dir nicht mißfallen! — Den Zwingli habe ich an tausend Stellen verändert, ich denke, verbessert; den Hutten ebenfalls, diesem einen Gesang beigelegt, zu dem ich bei Dir im obern Zimmer und hinter der Scheune einige Strophen geschrieben. Jetzt korrigiere ich soeben das 2. Bändchen, das einige hundert Lieder enthält.“

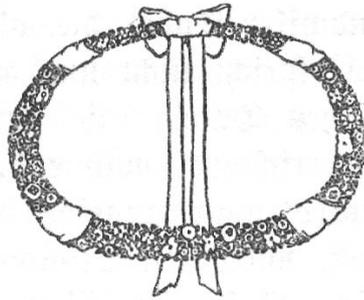
Wie aus diesen Zeilen hervorgeht, war Fröhlich ein überaus fruchtbarer Schriftsteller. Es ist zu bedauern, daß seine größern Dichtungen, vor allem seine Fabeln, nicht die Anerkennung und Wertschätzung gefunden haben, die sie vollauf verdienen. Auch sein Epos „Zwingli“ ist eine hervorragende Leistung und auch heute noch lesenswert. Über Fröhlichs Gedichte sagt Gotthelf: „Um Deine Gedichte beneide ich Dich. So was will sich bei mir gar nicht formen.“

Die Freundschaft der beiden Männer blieb sich stets gleich. Fröhlich war im Pfarrhause zu Lüzelflüh stets ein willkommener, herzlich aufgenommener Gast. Gotthelf bezeichnet die Besuche seines lieben Freundes als wahre Festtage für seine Familie. Fröhlich fühlte sich glücklich in dieser Umgebung; die Tage in Lüzelflüh waren ihm ein wirkliches Idyll.

Nach dem Frankfurter Kirchentag, den Fröhlich im September 1854 besuchte, schrieb er an Gotthelf: „Dir frugen viele Deutsche nach. Du bist überall bekannt; Deine Schriften finden sich in allen Volksbibliotheken . . . Ein beneidenswertes Denkmal hast Du in Grimms Wörterbuch. Du weißt es vielleicht noch nicht. In der 8. Lieferung (Leipzig 1854) in der Vorrede zum 1. Bande, S. XVII, sagt Jakob Grimm: „Die schweizerische Volkssprache ist mehr als bloßer Dialekt, wie es sich schon aus der Freiheit des Volks begreifen läßt; noch nie hat sie sich des Rechtes begeben, selbständig aufzutreten und in die Schriftsprache einzufließen, die freilich aus dem übrigen Deutschland mächtig zu ihr vordringt. Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Teil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zutat aus der heimischen Sprache fehlte. Einem lebenden Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, Jeremias Gotthelf (Bisius) kommen an Sprachgewalt und Eindruck in der Lesewelt heute wenig andre gleich.“

Gotthelfs Briefwechsel mit Fröhlich schließt mit dem unerwartet raschen Hinschied des großen Berner Dichters (22. Oktober 1854). Tieferschüttert vernahm Fröhlich die Kunde vom Ableben des geliebten Freundes. Der letzte Brief Fröhlichs ist an die Trauerfamilie Gotthelfs gerichtet und enthält u. a. die schönen Worte: „Sein Schriftstellerruhm

ist groß, wohlverdient, festgegründet, aber das Allerbeste des teuren Freundes haben Sie genossen und lange und reichlich. Sein eigenes Leben war ein seltenes Idyll. Seine Gemütlichkeit, sein heiteres Wesen, seine Seelengüte — Welch einen reichen Trost haben Sie in diesen unendlichen Erinnerungen!“



Die Sprechende Brücke.

Von Oskar Fähler.



St in unserer appenzellischen Nachbarschaft im Hundwiler Tobel bei der Urnäsch drunten, die gute, trauliche, alte gedeckte Holzbrücke. Sie hat nie über die Enge ihres Talgrundes hinausgeschaut, hat nie irgend eine Ferne, blaue Weiten, gesehen, und wie verkrochen ist sie vor allem Lärm und bunten Wandel der Welt. Stilles Land ist's ja auch droben, wo das Dörfchen steht und weiter den ernsten Berg hinan; Ruhe atmet der grüne Gau mit seinen traulich lauschigen Fußpfaden dem Waldrand entlang, über Bächlein hinüber von Heimwesen zu Heimwesen, selbstzufrieden gelagerten. Aber da drunten im Tobel ist noch ältere Zeit, und die Rauheit eines weiter zurückdeutenden, urhafteren Naturantlikes schaut aus der Kluft zu dem langsam Niedersteigenden empor. Zurückgeblieben die freundlichen Behausungen, die Tiefe hat mich aufgenommen: Tann, Gestäude, felsiger Hang. Bescheidenlich rauscht das Flüsschen, wintermager, da und dort von Eis überdeckt. Sonnenlicht leckt daran, bringt weiße Flächen ins Strahlen, schafft schon wie frühlinghaften Schimmer in dunkelgrünem Geäst und umflutet liebevoll die alte, graue, einsame Brücke, die da drunten den Pfad empfängt und ihm hinüber hilft auf die andere Seite. Sie selber, wie es ältere Zeit sich schuf, mehr als ein bloßes Wegstück, als eine bloße nüchterne Überspannung: vielmehr an bedeutsamer Stelle ein Gruß der Gastlichkeit, Aufnahme unter ein Dach; ein Stück Haus für ein Weilchen für alle, die des Weges ziehen. Und die höhere Absicht ist auch für das Gemüt von uns